

Wie klingt Vielfältigkeit?

Musiktherapie im Kontext sozialer Ungleichheit

Drei Musiktherapeut*innen reflektieren die Verwobenheit von Musiktherapie mit gesellschaftlichen Normen und Machtverhältnissen. Ausgehend von persönlichen Erfahrungen stellen sie anschließend ihre Abschlussarbeiten vor und ziehen ein gemeinsames Fazit.



„Ich kann mich noch gut daran erinnern, als ich zum ersten Mal einen Musiktherapieraum betreten habe – ohne Vorwissen, was mich erwarten würde: Die anderen Personen im Raum bekam ich kaum mit, denn mein Blick wurde sofort von den vielen Instrumenten angezogen, die im Raum verteilt waren. Instrumente aus Holz oder Metall, lange nachklingende oder kurze Rhythmusinstrumente, winzige Flöten genauso wie riesige Trommeln. Die Hälfte der Instrumente hatte ich noch nie gesehen, von den wenigsten wusste ich einen Namen.

Mit diesen Instrumenten machten wir gemeinsam Musik – durch die Musiktherapeut*in unterstützt und zugleich vor Überforderung geschützt.

Auszuprobieren, wie sich dies anfühlt, zu erleben, was musikalisch und interaktiv passiert und es selbst mitzugestalten, ergab für mich eine besondere Atmosphäre. Es machte mich neugierig darauf, nachzudenken, was dies alles mit meinem Alltag und meinen Lebenserfahrungen zu tun hat.

Auch wenn sich für mich während des Musiktherapiestudiums an dieser be-

sonderen Atmosphäre nichts geändert hat, so sind doch seitdem viele Fragen mit in diesen Raum eingezogen. Nämlich jene Fragen, die aufgrund der (derzeitigen) Homogenität des musiktherapeutischen Berufsfelds oder gesellschaftlicher Tabus zu leicht aus diesem Raum ausgeschlossen werden können und dort viel zu selten Platz haben: strukturelle Fragen zu Lebensrealitäten, die Menschen auch in diesem Raum voneinander trennen können – Realitäten sozialer Ungleichheit, Diskriminierung, Pathologisierung, Marginalisierung.“

Die Auseinandersetzung mit diesen Fragestellungen verbindet die Interessensgebiete aller drei Autor*innen. Denn wann immer Menschen aufeinander treffen – auch im Rahmen einer therapeutischen Beziehung – entfalten sich komplexe Dynamiken, die nicht nur durch die Persönlichkeiten der einzelnen Personen beeinflusst werden, sondern auch durch deren jeweiligen – privilegierten oder marginalisierten – sozialen Positionierungen. Ebenso wie durch die in den jeweiligen Kontexten bestehenden Hierarchien und Machtverhältnisse.

Es ist jedoch nicht nur die therapeutische Beziehung, die dergestalt von gesellschaftlichen Gegebenheiten geformt wird: Soziale Normen entscheiden auch darüber, welches Leben als erstrebenswert gilt, welche Formen von Beziehungen als

wertvoll und welche persönlichen Identifikationen als möglich gelten und gebilligt werden. Daraus ergibt sich wiederum, welche Ziele für Therapien formuliert werden. Die musiktherapeutischen Vorgehensweisen schließlich, die der Erreichung dieser Ziele dienen sollen, sind ebenso nicht „neutral“ und „universell“: Auch sie entstammen einem bestimmten Kontext; nicht nur hinsichtlich der jeweiligen theoretischen Verortung, sondern auch hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Situierung.

All das eben Formulierte ist bereits seit Längerem Teil von aktivistischen und akademischen Auseinandersetzungen, fand jedoch bisher wenig Berücksichtigung in der Musiktherapie im österreichischen Kontext. Dies liegt mitunter auch daran, dass (psychische) Probleme in vielen (psycho-)therapeutischen Ansätzen

zu allererst als in intrapersonalen Dynamiken und inneren Konflikten begründet verstanden werden. Oder bestenfalls als von Beziehungen zu nahen Bezugspersonen beeinflusst angesehen werden. Ihre soziale Mitbedingtheit hingegen wird meist ausgeblendet.

Was braucht nun konkret die Musiktherapie, um sich kritisch zu reflektieren und dafür Sorge zu tragen, dass sie auch sozial marginalisierten Personen gerecht wird und im Optimalfall Marginalisierung und Diskriminierung entgegenwirkt? Die Autor*innen haben sich in ihren wissenschaftlichen Abschlussarbeiten an der mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst Wien innerhalb individuell unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen mit diesen Themen auseinandergesetzt.



Julia Fent: Ich beschäftigte mich in meiner Dissertation mit Diskriminierung in der Musiktherapie. In einer kollaborativen Forschungsgruppe gemeinsam mit Musiktherapie-Kolleg*innen sowie über die Analyse von musiktherapeutischen Lehrbüchern untersuchte ich die Normen und Machtverhältnisse, die in der Musiktherapie und ihren Behandlungskontexten vorherrschen. Fragen, die mich interessierten, waren: Mit welchen Vorannahmen begegnen Musiktherapeut*innen ihren Klient*innen? Welche Annahmen von Gesundheit und Krankheit finden sich im beruflichen Umfeld der Musiktherapie? Welche Machtdynamiken beeinflussen die Entscheidungsmöglichkeiten von Klient*innen, wie viel Glaubwürdigkeit wird wem – unterschiedlichen Klient*innen, unterschiedlichen Berufsgruppen etc. – zugestanden? So konnte ich entlang unterschiedlicher sozialer Kategorien – Geschlecht, sexuelle Orientierung, Alter, Befähigung etc. – herausarbeiten, welche unmarkierten sozialen Normen und damit Ausschlüsse reproduziert werden, welche Wertungen in Bezug auf Musik und musikalische Interaktion getätigt werden, wie das Verhältnis zwischen Therapeut*innen und Patient*innen/Klient*innen konzipiert wird und welche Wertungen und Normen im beruflichen und disziplinären Umfeld der Musiktherapie sowie in Bezug auf Forschung sich finden. Unter Einbezug bestehender Literatur zu den Themen Diskriminierung und soziale Gerechtigkeit konnte ich Vorschläge für die Verringerung von Diskriminierung in der Musiktherapie formulieren bzw. präzisieren.

Jo*hanna Russ: Innerhalb des eingangs beschriebenen thematischen Rahmens habe ich mich auf die Begegnung zwischen (Musik-)Therapeut*innen und Klient*innen fokussiert. Welche Bedeutung hat dabei ein gesellschaftskritisch-strukturelles Bewusstsein der (Musik-)Therapeut*in? Durch narrative Interviews mit Klient*innen war es mir möglich, herauszuarbeiten, wie die Erfahrung von Normen in Wechsel-

wirkung mit einem Machtverhältnis in der Beziehung zwischen (Musik-)Therapeut*in und Klient*in steht. Dabei spielt das Erleben konkreter Aspekte eine Rolle, wie z. B. impliziter Ziele, Umgang mit Ambiguitäten und Feedback.

Miriam Adolf: Als Abschluss meines Studiums habe ich mich mit einem Verständnis von Musiktherapie als Teil des Weges zu sozialer Gerechtigkeit auseinandergesetzt. Musiktherapie wird dabei als selbstermächtigende Praxis verstanden, in welcher von Ungerechtigkeit und Unterdrückung profitierende Strukturen der Gesellschaft in Frage gestellt und angegriffen werden können. Versteht sich die Musiktherapie als machtkritischer Raum? Was könnte eine intersektionale musiktherapeutische Haltung sein und erreichen? Anhand einer mit Musiktherapeut*innen durchgeführten Umfrage sowie der Auseinandersetzung mit bestehender themenspezifischer Literatur lässt sich festhalten, dass soziale Ungleichheit und Machtverhältnisse in therapeutischen Räumen anerkannt und besprochen werden müssen, um musiktherapeutische Räume auf ausgrenzende, hierarchisierende und binarisierende Strukturen zu untersuchen. Weiters muss gelernt werden, diesen mit herrschafts- und normkritischen Interventionen musiktherapeutisch zu begegnen. Als Fazit plädiert meine Diplomarbeit für eine Auffassung von Musiktherapie als politische Arbeit.

Fazit: Therapie ist kein normfreier Raum – das betrifft auch die musikalische Interaktion, das Instrumentarium sowie die Auswahl und das Hörerleben von Musik selbst. Wird dies nicht reflektiert, werden auch im Musikalischen Normen bestätigt und Ausschlüsse fortgeführt. Doch die Begegnung in dieser nichtsprachlichen Ebene birgt auch das Potenzial in sich, subtile und implizite Erfahrungen hörbar und für andere nachvollziehbar zu machen. Durch die Möglichkeit der Simultaneität im musikalischen Ausdruck wird Identität in ihrer komplexen Vielschichtigkeit und Gleichzeitigkeit

erfahrbar. Sprachlich schwer ausdrückbare Normen und soziale Ungleichheiten können so greifbar und auf diese Weise neu verhandelbar werden. Damit es nicht um die Frage „Wie soll ich klingen?“ geht, sondern beispielsweise: „Wie klinge ich im Moment, wenn ich mich von den impliziten Erwartungen anderer an mich kurz befreien kann? Wie fühlt es sich an, wenn ich als Klient*in selber entscheide, was gut für mich ist? Wie können wir uns gegenseitig bestärken, um mit der Ablehnung, die uns vielleicht in unserem Alltag entgegenschlagen mag, umzugehen?“ Entscheidend für eine solche Umsetzung ist die Reflexion sozialer Normen, Machtverhältnisse und der eigenen sozialen Verortung durch Therapeut*innen in der Ausbildung ebenso wie in der klinischen Praxis. So kann Musiktherapie zu einem Raum werden, in dem individuelles Leid auch als Spiegel gesellschaftlicher Strukturen erfasst und Vielfältigkeit zelebriert werden kann.



Miriam Adolf schloss 2022 das Musiktherapiestudium an der mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst Wien ab. Diplomarbeit: „Intersektionalität und Queer Theory als Perspektiven einer an sozialen Gerechtigkeit orientierten musiktherapeutischen Ausbildung und Praxis“. Zurzeit studiert sie Gender Studies im Master an der Universität Wien.

Julia Fent studierte an der mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst Musiktherapie und beendete 2021 ebendort ihr Doktoratsstudium in Gender Studies. Dissertation: „Diskriminierungskritische Perspektiven auf Musiktherapie und ihre Kontexte“.

Jo*hanna Russ studierte Bildungswissenschaft an der Universität Wien und hat 2022 das Musiktherapiestudium an der mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst abgeschlossen. Diplomarbeit: „I don't wanna be paying 80 Euros per hour to elaborate on what structural sexism means, because [the therapists] need to know that. In advance“ – eine gesellschaftskritische Betrachtung der musiktherapeutischen Beziehung anhand von Trans Studies und Crip Theory.